JUSTUS-GEORGIUS SCHOTTELIUS.

I.

LEIBNIZ UND SCHOTTELIUS.

DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOCTORWÜRDE

BEI DER

PHILOSOPHISCHEN FACULTÄT

DER

KAISER WILHELMS UNIVERSITÄT STRASSBURG

VON

AUGUST SCHMARSOW.

SEPARAT-ABDRUCK AUS DEN QUELLEN UND FORSCHUNGEN ZUR SPRACH- UND CULTURGESCHICHTE DER GERMANISCHEN VÖLKER, HERAUSGEGEBEN VON BERNHARD TEN BRINK, WILHELM SCHERER, ELIAS STEINMEYER. XXIII. HEFT. SEITE I—XLIII.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.

LONDON.
TRÜBNER & COMP.
1877.

34

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41547015_0090

Gottfried Wilhelm Leibniz wird heute von so mannigfaltigen Verehrern gefeiert, dass man in seiner Gemeinde schon etwas gemischter Gesellschaft begegnet. Die Vorwürfe gegen den ‚Vaterlandslosen' sind verstummt, und seit Guhrauers eifrigen Forschungen über Leben und Schriften des Patrioten, Staatsmanns und Bildungsträgers fehlt es der panegyrischen Litteratur, die sich an seinen Namen hängt, nicht an reichlichem Zuwachs. Mit Recht rühmt die Akademie der Wissenschaften zu Berlin ihren Stifter, dem die Vervollkommnung aller Gebiete deutschen Lebens und deutscher Wissenschaft so sehr am Herzen lag. ‚Aber nirgend tritt der vaterländische Sinn des grossen Mannes uns leuchtender entgegen', sagte Moriz Haupt[1] von ihm, ‚als in dem was er gesonnen und vorbereitet hat damit die deutsche Sprache und mit ihr der deutsche Geist sich hebe'.

Es sind zwei Abhandlungen, in denen der Philosoph diese seine Ueberzeugungen ausgesprochen: ‚Die Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben, samt beigefügten Vorschlag einer Teutsch-gesinten Gesellschafft' welche K. L. Grotefend im Jahre 1846 herausgegeben,[2] und die ‚Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache', welche J. G. Eccard aus Leibnizens Nachlass 1717 veröffentlicht hat.[3]

---

[1] Monatsbericht der kgl. Preuss. Akad. der Wissenschaften zu Berlin (4. Juli 1861) S. 625 f.

[2] Wieder abgedruckt mit Aenderung der Orthographie in dem Weimar. Jahrb. III. S. 88—110 (1855).

[3] Leibnitii Collectanea Etymologica . . . Hanoverae MDCC XVII Pars I, S. 255—314.

Gesteigerte Anerkennung empfiehlt ‚diese beiden Gelegenheitsschriften, die bei einem überwältigenden Reichthum an Ideen doch die strenge Form der wissenschaftlichen Deduction nicht bedürfen'.[4]

Besonders die ‚Unvorgreiflichen Gedanken', welche lange Zeit als einzige deutsche Schrift Leibnizens gegolten, sind seit Gottscheds einsichtigem Hinweis auf ihre Bedeutung vielfach als köstliches Kleinod unserer Litteratur gepriesen.[5] ‚Die Wärme, welche diesen Aufsatz beseelt, der patriotische Geist, welcher die verschiedenen Bestandtheile wolthätig zur Einheit verbindet',[6] erwarb ihm die Herzen der deutschen Leser; der Genfer Dutens bezeichnete ihn als aureus libellus; und ein Schulmann äussert sich neuerdings, die Schrift verdiene ‚als eine Art Rhetorik in den höheren Anstalten gelesen zu werden'.[7]

Der Minister von Hertzberg vereinigte 1792 als Curator der kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin einen eigenen Ausschuss zur Ausführung dieser Gedanken und sagte in seiner Vorlesung: ‚Wir dürfen diesem Plan nur pünktlich folgen, und die letzte Hand daran legen, indem wir die Veränderungen hinzufügen, die durch die Fortschritte der Wissenschaften und selbst in der deutschen Sprache während dieses langen Zeitraums nothwendig gemacht worden . . . Die Aka-

[4] Rückert, Gesch. d. nhd. Schrftspr. II. 323 f.

[5] Gottsched in den Beyträgen zur krit. Historie d. dtschen Spr. St. III. W. Petersen, Schriften d. Kurfürstl. Deutschen Gesellschaft in Mannheim (1787) III. 159 ff. Raumer, Gesch. d. germ. Philol. 160 ff., vgl. Boeckh, kl. Schr. ed. Ascherson. II. Bd. (Leipzig 1859) S. 200 ff. III. Bd. (1866) S. 3 ff.

[6] Guhrauer, G. W. Freiherr v Leibniz. Breslau 1842. II, 132.

[7] Neff, Leibniz als Sprachforscher und Etymologe. Heidelberger Lyceumsprogramm. 1870 u. 1871. II. S. 51. Anm. Der erste Theil dieser Schrift ist übrigens durch einige falsche Citate (S 37, S. 38, 1, S. 39, 2, S. 41, 1, S. 42, 1 u. 2), besonders störend durch zweimalige Verwechselung der Leibnizischen Ansicht mit der Lockes entstellt. So sind die S. 38, 5 angeführten Worte Lockes Eigenthum vgl. Erdmann. Leibn. Opp. Philos. S. 296a. Ebenso sind S 47 Philaleths (Lockes) Beispiele als solche Leibnizens (Theophil) gegeben, vgl. bei Erdmann, S. 297. Livre III, Cap. I. §. 5 und Locke, Philosophical Works. Vol. II. S. 2. (London 1871. Bohn's Standard Library.)

demie zu Berlin, die unter ihren Mitgliedern mehrere ansehnliche deutsche Gelehrte zählt, glaubt sich zur Ausführung dieses grossen Planes berufen.'

Neuerdings hat man mit Recht immer mehr auf die praktischen Vorschläge Leibnizens die Aufmerksamkeit gerichtet und so wiederum auf die ursprüngliche Hauptabsicht des Verfassers Gewicht gelegt. In diesen praktischen Vorschlägen, ‚welche die Universalität seines Blickes und jenen höhern Scharfsinn bekunden, welcher überall den Punkt aufsucht und andeutet, wo selbst das Schlimme als Uebergang zum Bessern erscheint',[8] gerade darin erkennt noch die heutige wissenschaftliche Kritik den bleibenden Werth und hebt sie als den fruchtbaren Kern und beherzigenswerthen Inhalt aus dem veralteten oder irrthümlichen Beiwerk heraus.[9]

Nicht mit Unrecht hat man seine Verwunderung über die tiefe Einsicht in alle Bedürfnisse der deutschen Sprache, Philologie und Litteratur geäussert, welche der Verfasser darin verräth, — Gottsched damals und Hoffmann von Fallersleben in unsern Tagen sind erstaunt, wie umsichtig und praktisch Leibniz auch auf dem Sprachgebiete gewesen ‚wo er sich doch gar nicht als Mann vom Fache, sondern nur als Liebhaber zeigen konnte'.[10]

Es findet sich sonst bei ihm ‚weder eine Fülle überraschender und neuer Ideen auf dem Felde der sprachvergleichenden Forschung, noch ein überreiches Material, das nicht auch andern Forschern zu Gebote gestanden wäre;'[11] hier aber in seinen praktischen Winken über den Gebrauch der deutschen Sprache in der Wissenschaft, über die Herstellung ihrer Reinheit und Fülle, über die Einrichtung deutscher Wörterbücher und die dreifache Bearbeitung des Sprach-

---

[8] Guhrauer, G. W. Freiherr v. Leibniz II. S. 133.

[9] So Haupt a. a. O. Raumer, Gesch. d. germ. Philologie (1870) S. 160 ff. Benfey, Gesch. d. Sprachwissenschaft u. orient. Philol. in Dtschld. (1869) S. 245 ff. Rückert, Gesch. d. nhd. Schriftsprache II. S. 321 ff., 330 ff. Neff a. a. O. II. S. 52.

[10] Weimar. Jahrb. III. 87.

[11] Neff, Leibniz als Sprachforscher u. Etymologe. II. 36.

schatzes — hier ist ‚alles männlich reif, was bei Andern kindische Seifenblasen, höchstens kindliche Ahnungen sind'.[12]

In dieser auffallenden Erscheinung steckt ein Problem, dessen Beantwortung die Spezialforscher schuldig geblieben. Guhrauer hat das Verdienst Leibnizens Verhältniss zur deutschen Muttersprache verfolgt zu haben, jedoch ohne genügende Rücksicht auf die Sprachgeschichte jener Zeit. Neff hat von einer genetischen Behandlung des Sprachforschers und Etymologen Leibniz abgesehen und sich mehr referirend gehalten. Fragt unser Erklärungsbedürfniss einerseits, wie eine so patriotische nationale Tendenz bei so kosmopolitischen Anlagen, unter einer solchen Fülle ausgedehnter Interessen in dem Philosophen erwachsen und erstarken konnte, im Gegensatz zu Latinität und Verwälschung, so sucht der selbe forschende Rückblick in die Geschichte des Mannes nach einem befriedigenden Aufschluss über seine deutschen Sprachstudien und die Herkunft jener praktischen Einsichten in die Mängel und Bedürfnisse der heimatlichen Rede und Litteratur. Vielleicht gewinnen wir einen interessanten Beitrag zur Erklärung dieses Zuges in dem vielseitigen Entwicklungsgange des bedeutenden Geistes und des Zusammenhanges weiterer historischer Erscheinungen, wenn wir bei dieser Untersuchung unser Augenmerk auf den Einfluss eines Forschers lenken, dem wir eine herrschende Stellung in der Sprachgeschichte des XVII. Jahrhunderts zuzuweisen berechtigt sind.

Schon früh bewährte Leibniz die ursprüngliche Neigung und Anlage für seine Muttersprache. ‚Ich fand bei zunehmendem Alter und Kräften am Lesen von Geschichten ein ausserordentliches Vergnügen, und die deutschen Bücher, deren ich habhaft wurde, legte ich nicht aus der Hand, bis ich sie ganz durchgelesen hatte'.[13] Auch im Versemachen versuchte er sich mit Lust und Leichtigkeit,[14] wie er selbst

[12] Rückert a. a. O. S. 330.

[13] Vita Leibnitii a se ipso breviter delineata. Bei O. Klopp. Werke von Leibniz. I. Reihe. 1. Bd.

[14] Brief an Wagner bei Guhrauer, Leibnitzens deutsche Schriften. I. Berlin 1838. S. 377.

sagt, und das erste Gedicht, das uns von ihm erhalten ist ‚auf das vorhabende deutsche Florilegium von Chr. Meisch zu Frankfurt'[15] bezeugt hinreichend, dass eine fleissige Uebung vorausgegangen ist. Schon im siebzehnten Jahre war er in deutscher Prosa so gewandt, dass er Prozessakten zur vollen Zufriedenheit seines Lehrers verfasste.[16] Er erzählt von sich selbst, dass er schon in Leipzig während seiner juristischen Studienzeit (1661—1666) ‚nach Aller Uebereinstimmung ziemlich tüchtig und geschickt auch in deutscher Sprache geschrieben'.[17]

Solche Fertigkeit im Gebrauche der deutschen Sprache setzt redliche Mühe in der Aneignung grammatischer Kenntnisse voraus, zumal in jenen Zeiten lateinischer Gelehrsamkeit, wo die Lehrer in den Schulen noch immer möglichst wenig deutsch sprachen. Und, fragen wir, woher Leibniz — wahrscheinlich auch hier Autodidakt — diese Unterweisung geschöpft, und ‚wie er, als eine Ausnahme von der Regel, unter den deutschen Gelehrten so früh und so jung zu der Achtung und zu der fleissigen Anwendung des Deutschen gekommen sei?'[18] so müssen wir vor Allem die Schriften des Justus Georg Schottelius als die Hauptquelle bezeichnen. Die kleine Grammatik des Clajus, die freilich immer noch neue Auflagen erlebte, wol gerade weil sie in lateinischer Sprache und nach lateinischer Schablone verfasst war, reicht doch nicht aus, um das Verständniss zu erklären, das wir bei dem jungen Philosophen vorfinden.

Es kann auch nicht allein die persönliche Einwirkung Erhard Weigels in Jena gewesen sein, wie Guhrauer annimmt.[19] Sie tritt doch zu spät ein und setzt auf jeden Fall die frühere Aneignung der Sprachfertigkeit selbst schon voraus. Noch weniger aber genügt ein Hinweis auf Morhof,[20]

---

[15] Bei Guhrauer, S. 59 u. 434. Dutens, Bd. V. S 430—31.

[16] Vita bei Onno Klopp. I, 1. Einl. S. IX.

[17] Bei O. Klopp., 1. Reihe, 1. Bd. Vorwort S. XXXVII.

[18] Guhrauer, S. 54.

[19] Guhrauer, Leibnizens Dissertation. De princ. individui. Berlin 1837. S. 24 u. 25 u. Biographie I, S. 33.

[20] Raumer, Gesch. d. german. Philol. (1870) S. 159.

dessen Buch erst 1682 erschien, während Leibniz seine volle Gewandtheit und sein Interesse viel früher bethätigte.

Da es nun an andern Quellen, die hier berücksichtigt werden müssten, fehlt, so werden wir alle Kenntniss der deutschen Sprache, die er sich erworben haben muss, auf Schottels Sprachkunst zurückzuführen haben, und zunächst die Ausgabe von 1651 als Massstab anlegen dürfen. Sie aber gieng auch weit genug über den nothwendigsten Bedarf des Schulunterrichts hinaus, dem keine sonstige Grammatik von damals genügen konnte; sie bot in den voraufstehenden Lobreden mancherlei Anregung und willkommene Fingerzeige, die sich dieser Schüler gewiss nicht entgehen liess, um sich weiter in den patriotischen Bemühungen der Zeitgenossen oder in den deutschen Alterthümern umzusehen. Noch 1705 schrieb er anerkennend über diese Arbeiten an den Engländer William Wotton ‚Schottelius qui non parvo opere linguae Germanicae Grammaticam complexus est multa habet profutura ad antiquitates Teutonismi noscendas, idemque Scriptores citat'.[21] Dass er aber wirklich in Schottels Schule gegangen, verräth sich noch deutlich in dem späteren Sprachgebrauch: er hat Irrthümer und Eigenheiten dorther angenommen, die bereits von den Mitlebenden, und gerade von Leibnizens Landsleuten, den Meissnern, getadelt wurden. Schottel will bei den Substantiven auf *er* den Plural auf *ere* gebildet wissen, weil es die ältere Sprachform und die Deutlichkeit fordern.[22] Leibniz lernt das und schreibt z. B. in den Personalien des Kurfürsten Ernst August von Hannover, noch im Jahre 1698: ‚zweene Kaisere,[23] Brüdere,[24] Gebrüdere'[25] u. dgl., während die Hauptauctorität der Gegenpartei, Christian Gueinz, in seiner Rechtschreibung ausdrücklich dagegen opponirt hatte.[26] Leibniz schreibt trotz seiner

[21] 10. Juli 1705. Kortholt, Leibn. Epist. ad Diversos. Lipsiae MDCCXXXIV. S. 250. Dutens Opp. omn. VI, 2. S. 218.

[22] Schottelius, Teutsche Sprachkunst. 2. Aufl. 1651. S. 352 u. S. 484 f. Ausf. Arb. (1663). S. 307.

[23] Bei Guhrauer, Leibnizens Deutsche Schr. I. S. 326.

[24] Das. S. 329, 333, 342, 354, 359.

[25] Das. S. 332.

[26] S. Deutsche Rechtschreibung. Halle 1645. S. 22—24.

obersächsischen Herkunft teutsch statt deutsch; das hätte in der Fruchtbringenden Gesellschaft als sichres Zeichen Schottelischer Parteistellung gegolten. Ferner verwendet er deutsche Kunstausdrücke, die Schottel einzuführen versucht. Besonders auffallend Wisskunst, Wisskünstler und wisskünstig,[27] statt Mathematik, Mathematiker und mathematisch, — Uebertragungen die der Grammatiker direct aus dem Holländischen von Simon Stevin herübergenommen. Aehnlich sind Denkkunst oder Vernunftkunst für Logik, Mess- und Sehkunst für Geometrie und Optik.

Diese Besonderheiten des Sprachgebrauchs weisen unzweifelhafter auf den Lehrer zurück als die weniger auffallenden im Stil, in der Wahl der Ausdrücke wie in der Satzbildung. Die genaue Vergleichung der Orthographie ist leider dadurch sehr erschwert, dass wir manche Schriften Leibnizens nur von der Hand eines seiner Schreiber besitzen, die sich nicht an das Original banden, sondern ebenso willkürlich verfuhren wie Herausgeber und Drucker. Dagegen finden sich bei Leibniz auch weitere Ansichten und Forderungen wieder, welche direct von dem braunschweigischen Sprachforscher, dem Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, herrühren, und ein eifriges Studium seiner Schriften erkennen lassen.

Wir müssen hier das bekannteste Werk Schottels, die ‚Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt-Sprache' heranziehen, das 1663 in Braunschweig erschien. Waren darin die Bestandtheile der früheren ‚Sprachkunst' zu einem stattlichen Quartanten erweitert, so ward es besonders werthvoll durch die Sammlung und Erklärung der deutschen Stammwörter, interessant und bedeutsam durch den Tractat ‚Wie man recht verteutschen soll'.[28] Wenn dem trefflichen Sprachforscher bei der Ausarbeitung fortwährend das Ziel vorgeschwebt, dass ‚jede Kunst, und jedes Stükke der Wissenschaften gemählich auf Teutsch bekant werden müchte',[29] wenn er im vierten Tractat des fünften Buches alle Teutschen

[27] z. B. Brief an Wagner, bei Guhrauer S. 388. 379. 381. Andere deutsche Kunstausdrücke s. S. 376. 381. 386. 388 u. a.

[28] A. A. S. 1218—1268.

[29] A. A. S. 99

Scribenten aufzählt, die ‚alle dasjenige, was recht nötig vorzubringen aus der *Theologia*, Juristerey, *Medicin*, vielen und zwar den vornemsten Stükken der *Philosophiae*, nicht weniger in Politischen Reichs- Kriegs- und Friedenshendelen u. s. w.' in deutscher Sprache beschrieben, unter andern auch eine Uebersetzung des Tacitus und Sallust lobend erwähnt,[30] so wundern wir uns nicht, wenn der junge Leibniz in seiner Nova Methodus[31] aus dem Jahre 1666 geradezu eine ‚deutsche Uebersetzung des Corpus Juris als ein zeitgemässes und der Sprache wegen nicht schwieriges Unternehmen' empfiehlt. Es sei ja schon Sallust und Tacitus nicht uneben ins Deutsche gebracht. — Ebenda verlangt er, ‚der Jurist solle schon auf der Akademie im praktischen deutschen Vortrage geübt werden',[32] gewiss kein überraschend kühner Gedanke nach Schottels patriotischen Reden, die auf jeder Seite mahnen, wie nützlich und wünschenswerth es sei, ‚wan die Teutsche Sprache von jedwedren in seinem Stande recht, reinlich und zierlich angewant'[33] werde. Man freut sich über den gelehrigen Schüler Schottels und Weigels, wenn in der Abhandlung über des Nizolius philosophischen Stil 1670, von der deutschen Sprache gerühmt wird, sie sei unter allen lebenden die geeignetste, um philosophische Hirngespinste auf ihren wahren Gehalt zu prüfen; sie sei in allen realen, physischen und mechanischen Dingen reich an treffenden Ausdrücken, in allen erdichteten und scholastischen Spitzfindigkeiten aber völlig ungeschickt.[34]

Natürlich verdient es alle Anerkennung, dass Leibniz sich diesen Ansichten und Ueberzeugungen und damit der patriotischen Richtung für die Anwendung der Muttersprache und ihre sorgfältige Ausarbeitung anschloss. Es konnte nicht leicht ein so einflussreicher und fein organisirter Vertreter dieser Principien gefunden werden, welcher den Latinisten

---

[30] A. A. S. 1181 u. 1182.

[31] § 65.

[32] Nov. Meth. § 98, vgl. auch I, § 42.

[33] A. A. Praefatio prior. editionis.

[34] Opp. philos. ed. Erdmann. S. 62 ed. Dutens IV, I. 36—63. Vgl. Schottelius Ausf. Arb. S. 148 oben.

wirksam entgegen zu arbeiten vermochte. Waren doch in nächster Umgebung des jungen Diplomaten, sein Gönner Boineburg und der unfehlbare Conring empört über das Eindringen der lebenden Sprachen in das kosmopolitische Gebiet der Wissenschaft. ‚Es thäte Noth, schrieb Boineburg an Conring, 20. März 1663, also unmittelbar nach dem Erscheinen des Schottelischen Buches: es thäte Noth, dass Folieta, die Corradus, die Manutius, Germonius und Andre, welche für die Beibehaltung des Lateinischen geschrieben, . . . aus dem Grabe auferstünden'.[35]

Aus dem Gegensatze gegen diese Latinistenpartei ist die Ermahnung an die Teutsche[36] hervorgegangen, und sie ist eine eindringliche, feinsinnig ausgeführte Empfehlung dessen, was man als leitende Idee in Schottels ganzer Spracharbeit und als letzten Zweck seines mühevollen Werkes bezeichnen muss.

Die Ausbildung der Muttersprache auf allen Gebieten, zu allen praktischen und theoretischen Zwecken, die Ausprägung der allgemein gültigen Sprachmünze in klaren, verständlichen, wolklingenden und leichtbeweglichen Worten, die Befähigung der deutschen Zunge dem ganzen wechselnden Wellenschlag des Lebens Ausdruck zu leihen, — das ist das Ziel, welches ihm vorschwebt.[37] Und die Mittel zur Ausführung seiner Idee, auch unsre Hauptsprache zu der Vollkommenheit zu bringen, deren sich die andern rühmen dürfen, sind ihm Reinlichkeit des Hochdeutschen gegen mundartliche und fremdländische Sprachverderberei, Regelrichtigkeit und Gesetzmässigkeit gegenüber dem schwankenden Gebrauch, Erweiterung der Sprache gegenüber den Latinisten, die alle wahre Wissenschaft und Kunst als Privilegium zu besitzen wähnen. Leibniz tritt für dasselbe Ziel in die Schranken: seine Ermahnung bezieht sich, wie Haupt

---

[35] Gruber, Prodromus Comm. Epist. Leibn. II, 1068.

[36] ‚Leibnizens Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben, samt beigefügten Vorschlag einer Teutschgesinten Gesellschaft. Aus den Hdschr. d. Königl Biblioth. zu Hannover herausgegeben von Dr. C. L. Grotefend'. Hannover 1846.

[37] Vgl. Ausf. Arb. S. 1000 f. 1010, 85 ff. u. S. 1452—55.

richtig hervorhebt, wesentlich auf den Gebrauch der deutschen Sprache in der Wissenschaft und auf die Herstellung ihrer Reinheit.[38]

Doch sehen wir uns den Inhalt dieser kleinen Schrift genauer an. Vaterlandsliebe und echte deutsche Gesinnung begegnet uns auch hier, wie bei Schottel, als die Triebfeder des Ganzen; das Lob des deutschen Reiches und der deutschen Freiheit soll den Patriotismus auch in den Herzen der Leser entzünden, damit sie sich aufraffen zur Selbstbefreiung aus der Sclaverei, in die sie ihre Nachahmung des Fremden und die Vernachlässigung der eigenen Sprache gebracht.

Wie Schottel in dem Tractat von der Verdeutschung sich über die zeitgenössische Litteratur ausgesprochen, ‚dass nemlich in Teutscher Sprache und Poesi noch zur Zeit nicht so gar viel verhanden, so sich mit denen (vorhin angezogenen) Lateinischen und Grichschen Poeten mochten vergleichen‘,[39] und vor Allem gefordert hat, dass unser Deutsch ‚nicht bald nach Spanischem unteutschen Stoltze, bald nach abgeschmacktem Italienischem Prachte, bald nach Frantzösischer aussprache und weder lakk noch schmak habender umschreibung, bald anderst wo nach rieche, sonderen seine eigene kürtze, wollautende Verstand- und Deutungs-Reiche Teutsche Art habe‘,[40] so meint auch Leibniz, es seien ‚wenig rechtschaffene Bücher vorhanden, so in teutscher Sprache geschrieben und den rechten Schmack oder reinen Saft haben, welchen andere Völcker in ihren Schrifften so wohl zu unterscheiden wissen‘.[41]

Ebenso sind die Ursachen, aus denen Leibniz diesen Mangel erklärt, die Mittel, die er zur Besserung vorschlägt, ganz die selben, die wir bei Schottelius finden.

Bei den Nachbarvölkern habe ‚in den Schrifften sich ganz ein ander Glanz hervorgethan, der numehr bey denen Welschen, Franzosen und Engländern nicht nur denen Gelehrten eigen blieben, sondern bis in die Muttersprache selbst

[38] Monatsbericht d. Berl. Akad. 1861. S. 631.
[39] A. A. S. 1257.
[40] Das. S. 1225.
[41] Grotefend, S. 10. Weim. Jahrbuch. III. S. 97.

herabgeflossen'. Bei den Deutschen sei es leider noch nicht so weit. ‚Unser Gelehrten, so dazu Lust bezeiget, sind sehr wenige gewesen, theils weil einige unter ihnen gemeinet, dass die Weisheit nicht anders als in Latein und Griechisch sich kleiden lasse, oder aber auch weil manche gefürchtet, es würde der Welt ihre mit grossen Worthen gelarvte geheime Unwissenheit entdecket werden'.[42] Bei uns sei ‚annoch dem Latein und der Kunst zu viel, der Muttersprach aber und der Natur zu wenig zugeschrieben'. Die Gelehrten arbeiteten fast nur für Gelehrte, in der ganzen Nation aber seien ‚diejenigen, so kein Latein gelernet, von der Wissenschaft gleichsam ausgeschlossen', und deshalb ‚bei uns ein gewisser Geist und scharffsinnige Gedancken, ein reiffes Urtheil, eine zarthe Empfindligkeit dessen so wohl oder übel gefasset, noch nicht unter den Leuten so gemein worden' als bei den Ausländern, welche die Muttersprache in allen Gebieten verwenden.[43]

Spürt man auch hier den feineren Denker, so hatte doch auch der ehrliche Schottel auf die englische, italienische, französische und spanische Litteratur hingewiesen, in denen durch bildende Schriften ‚eine rühmliche Lustsucht und Nachfolge in jedwederm Lande entstanden, den Worten der Land-Sprache nachzusinnen, derer Kraft und Vermögen zubeobachten, dadurch dan schöne, deutungsreiche und zu jedem Kunstgebeu gnugsame, wollautende anstendliche, beyfall findende, auch zu jedem Sinnbegriffe zureichende Redarten oder *Phrases* entstanden, aufkommen und erfunden, und zwar in solcher Menge und nach bequemen Gebrauche, dass jede Wolredenheit und andeutung der Kunst ist Landkündig worden'.[44] In Deutschland aber vermöge man ‚zu keiner Kunst, Wissenschaft und Erfahrung zugelangen, es soll vermittelst der frömden Sprachen geschehen, gleich als ob die redliche und reiche Hauptsprache unwürdig seyn sol, dass jhre Wörter zu dergleichen Sachen angewandt würden, und wil man nicht den frömden Völkern auch diesen Vortheil abmerken

[42] Grotefend, S. 12.
[43] Grotefend, S. 12—13. Weim. Jahrb., S. 97—99.
[44] A. A. S. 1220 f. vgl. 1242—44. 149 f. 147. 115 f. 148, 31.

u. s. w.'[45] Wider die gelehrten und unwissenden Gegner, denen ‚aller Lust und Fleiss, so von anderen auf die Teutsche Sprache gewendet wird, verhasst und verdächtig sei' richtet er sich natürlich mehrfach.[46] Die Lateinische und Griechische Sprache seien doch aber auch nicht anders als auf diesem Wege zu der klassischen Vollendung gekommen.[47]

Schottelius hatte über die Leistungen der Sprachgesellschaften bei aller Anerkennung des Guten entschieden genug geurtheilt, obschon er als Mitglied des Fruchtbringenden Palmenordens, solange dieser noch bestand, zu Rücksichten gegen die Genossen verpflichtet war. ‚Dass etzliche Lieder, Gesänge und Poemata verhanden', werde niemand, als ein Unwissender läugnen. ‚Dass ferner ein hauffen Verse und Reime in Freuden und Traurfällen geschrieben worden', sei ja nicht unbekannt; aber es handle sich darum, ‚ob und wer in Teutscher Sprache aus eigener Erfindung eine recht volle Haubtmatery also zur Hand genommen, dass er die rechte, wahre und höchste Vorstellung derselben gethan, die dazu eigentlich gehörige Worte mit Kunst und Lieblichkeit also angebracht, dass sowol die Worte als die Sache selbst, zu ihrem höchsten Antritte und guter Vollkommenheit gediehen sei'.[48] Das Studium der deutschen Sprache sei bisher ‚als eine gar leichte Nebenarbeit geachtet, und was geschrieben worden in der Poesi, als eilig und in der Flucht sollen gethan, und von der Eilfertigkeit berühmt seyn'.

Hören wir auf der andern Seite Leibniz: Er lobt die Fürsten ‚welche die deutschen Gemüter erwecken wollen, und gewiss nicht geringe Frucht gebracht'. ‚Es haben die preiswürdige Fruchtbringende[49] viele Jahre mit der Teutschen Nachlässigkeit und selbstVerachtung gestritten, aber nicht gesieget. Ja das Uebel ist so hoch gestiegen,

[45] A. A. Praefatio prioris editionis. b4.

[46] Vgl. z. B. S. 144. S. 146 ff. S. 14, 43 u. a.

[47] S. 1242. 1244. 1256 ff. 150. 175. 145.

[48] S. S. 1257. 1258. ff., vgl. S. 117. 1214 u. überhaupt S. 1150 – 1214.

[49] Dafür wurde hernach gesetzt, ‚Personen, so sich unser Sprache angenommen'. Grotefend, S. 13 ff. Weim. Jahrb. III. S. 100 f.

dass es nicht mehr mit Reimen und Lust-Schrifften, wie wohl sie auch gesezet, zu erreichen und zu übermeistern, sondern ander Zeug von mehr Gewicht und Nachdruck vonnöthen'. . . . ‚Daher weil die meisten derer, so sich die Ehre der teutschen Sprache angelegen seyn lassen, der Poeterey vornehmlich nachgehänget, und also gar selten etwas in Teutsch geschrieben worden, so einen Kern in sich habe, auch alles gemeiniglich in andern Sprachen besser zu finden, so ist kein Wunder, dass es bey der eingerissenen Verachtung der unsrigen verblieben. Zwar es were wahrlich gut, wenn man deren viel wüste, so nur ein teutsches Klinggedichte also fassen köndten, dass es ander Sprachen Zierligkeit entgegen zu sezen; allein dass ist nicht gnügsam unser Heldensprache Ehre bey den Frembden zu retten oder derer unartigen Landeskinder Neid und Leichtsinnigkeit zu überwinden, dieweil diejenigen, so selbst nichts Guthes thun, auch der besten Anschläge so lange spotten, bis sie durch den unwiedersprechlichen Ausgang des Nuzens überzeuget; daraus denn folget, dass keine Verbesserung zu hoffen, so lange wir nicht unsre Sprache in den Wissenschafften und Hauptmaterien selbsten üben, welches das einzige Mittel sie bey den Ausländern in hohen Werth zu bringen und die unteutschgesinneten Teutschen endtlich beschähmt zu machen'.[50] Deshalb mahnt er, die deutsche Sprache zu pflegen und zu üben, vor Allem zu ihrer alten Einfachheit und Reinheit zurückzuführen. Dabei gedenkt er der Bibelübersetzung Luthers, die auch Schottels höchstes Muster ist. Er könne nicht glauben, ‚dass müglich sey, die Heilige Schrifft in einiger Sprache zierlicher zu dolmetschen als wir sie in Teutsch haben'.[51] Er eifert wider die abgeschmackte Vermischung des Deutschen mit französischen Brocken; es sei allemal besser ein Original von einem Deutschen, als eine Copie von einem Franzosen zu sein. Freilich, er sei auch ‚so abergläubisch teutsch nicht', dass er ‚nur umb eines nicht gar zu teutschen Worthes willen, die Krafft einer bündigen Rede schwächen wolle'.[52] Und wenn

[50] Grotefend, S. 14.
[51] Grotefend, S. 18. Weim. Jahrb., S. 104.
[52] Grotefend, S. 17. Weim. Jahrb., S. 103.

er sich dann gegen die wendet, ‚welche sich einbilden, dass die Wiederbringung der teutschen Beredsamkeit nur allein in Ausmusterung ausländischer Wörther bestehe', nur ‚das ungereimte unnöthige Einflicken ausländischer, auch nicht einmahl verstandener, nicht zwar Worte, doch Red-Arthen, die ganz gleichsam zerfallende Sätze und Abtheilungen, die ganz unschickliche Zusammenfügungen' seien zu tadeln, weil sie ‚nicht nur unsre Sprache verderben, sondern auch je mehr und mehr die Gemüther anstecken'[53] — dann trifft das völlig mit den Aussprüchen Schottels zusammen, wo er die ‚ekkelsucht und ausmusterung' bekämpft. ‚Viele im *disputiren* sonderlich gebräuchliche *termini* müssen behalten werden, die so lange bekant sind gewesen, nicht wollauten würden, auch nicht wol verteutschet werden könten';[54] ‚jedoch wird mit nichten das *a la modo* parliren und die eingeschobene *almodo*-LappWörter, oder das unnötig eingemengte Latein hierdurch verstanden'[55] . . . ‚der unteutsche Tant macht unteutsch Sinn und Hertz, die Rede, Leut' und Land'.[56] Wie Schottel endlich überall die politische Grösse und Freiheit des deutschen Reiches mit der Erhebung und Erhaltung der heimischen Sprache in Zusammenhang bringt, wie ‚die ausgezierte Muttersprache jhrem Vaterlande oftermals Wolstand und Wolwesen in viel wege veruhrsachet' habe,[57] — Nemo Eruditorum, meint er, aut qui seriem rerum gestarum cum mente aliqua penetravit, negabit, vel in omnibus imperiis auctu linguae Patriae, adolevisse res Patrias; illius lapsu, et has usque inclinatas. Europae regna in exempla patent'.[58] So spricht auch Leibniz diesen Gedanken aus, ‚es befinde sich aus allen Geschichten dass gemeiniglich die Nation und die Sprache zugleich geblühet' und fährt fort, ‚dass nun solches von ohngefehr geschehe, glaub ich nicht, sondern halte vielmehr

---

[53] Grotefend, S. 19 f., Weim. Jahrb. 105.

[54] A. A. S. 1250. Ueber die unschicklichen und misslautenden Zusammenfügungen und Sätze etc. S. 67.

[55] A. A. S. 1273.

[56] S. 1014, 129 u. vgl. S. 172, 2.

[57] S. 150, vgl. S. 1000. S. 172, 2.

[58] S. 1453.

dafür, gleich wie der Mond und das Meer, also haben auch der Völcker und der Sprachen Ab- und Aufnehmen eine Verwandtnüss'.[59]

Er schliesst seine Ermahnung mit dem Vorschlag: .Es solten einige wohlmeinende Personen zusammentreten und unter höherem Schuz eine Teutschgesinte Gesellschafft stifften; deren Absehen auf alle dasjenige gerichtet seyn solle, so den teutschen Ruhm erhalten oder auch wieder aufrichten können, und solches zwar in denen Dingen, so Verstand, Gelehrsamkeit und Beredsamkeit einiger massen betreffen können; und dieweil solches alles vornehmlich in der Sprache erscheinet, als welche ist eine Dolmetscherin des Gemüths und eine Behalterin der Wissenschafft, so würde unter andern auch dahin zu trachten seyn, wie allerhand nachdrückliche, nüzliche auch annehmliche Kernschrifften in teutscher Sprache verfertiget werden möchten, damit der Lauff der Barbarey gehämmet, und die in den Tag hinein schreiben beschähmet werden mögen'.[60] Ein solcher Plan konnte doch Niemand näher liegen, als einem Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, welche während ihrer Blütezeit demselben Ideale nachstrebte. Wer die Mängel des fürstlichen und adligen Palmenordens so richtig herausfühlte, wie Schottel, und über die Bedürfnisse der Litteratur und besonders der Spracharbeit so urtheilte, wie er, — für den war der Wunsch einer Reorganisation der bestehenden Gesellschaft nicht mehr als natürlich. In der That versuchte Schottelius einen engeren Ausschuss tüchtiger und gelehrter Mitglieder zur Ausführung einer wahrhaft fruchtbringenden Aufgabe, zunächst zur Bearbeitung des deutschen Sprachschatzes zu vereinigen. Wir werden das Unternehmen noch näher kennen lernen, und prüfen müssen, wie weit Leibniz auch mit diesen Arbeiten und Anregungen vertraut gewesen.

Der Herausgeber dieser ‚Ermahnung' meint die Abfassung in das Jahr 1679 oder zu Anfang 1680 setzen zu müssen. Wir glauben: mit Recht, gerade weil wir so viel

[59] Grotefend, S. 19, Weim. Jahrb. S. 104—5.
[60] S. 23, S. 109.

deutliche Spuren eifriger Beschäftigung mit Schottels Schriften darin gefunden. Gerade hier aber findet sich, wie Neff hervorhebt, eine Lücke in der Geschichte von Leibnizens sprachlichen Bemühungen. ‚In den nächsten Jahren', — heisst es,[61] nachdem die Abhandlung über den Stil des Nizolius von 1670 besprochen worden, — ‚finden sich keine Spuren sprachwissenschaftlicher Thätigkeit Leibnizens, mit Ausnahme etwa des kleinen Aufsatzes Dialogus de connexione inter res et verba et veritatis realitate,[62] 1677, der aber mehr mit seiner allgemeinen Charakteristik, der Spécieuse générale zusammenhängt, als mit der Sprache an sich'. Erst 1687 auf der Reise durch Süddeutschland nach Wien und Italien hörten wir wieder von derartigen Studien.

Wir dürfen in diese Zwischenzeit gewiss ein erneutes Studium der Arbeiten Schottels verlegen, auf das noch weitere Fingerzeige deuten.

Die Ermahnung an die Deutschen haben wir als Frucht dieser Beschäftigung kennen gelernt, — und ‚wesentlich in denselben aber bestimmter ausgeführten Erwägungen und Rathschlägen bewegen sich die bekannteren Unvorgreiflichen Gedanken', urtheilt treffend Moriz Haupt,[63] und fügt hinzu ‚verfasst bald nach dem Frieden von Ryswik, zu Ende des Jahres 1697'. Auch Neff meint in der Darstellung Leibnizens als Sprachforscher und Etymologe,[64] ‚die Abfassung fällt in das Ende des Jahres 1697, wie zuerst Guhrauer zur Evidenz nachgewiesen hat, was übrigens nie hätte bezweifelt werden können, wenn man sich die Mühe genommen hätte, den Leibnizischen Briefwechsel mit Meyer und Ludolf mit Aufmerksamkeit durchzulesen'.

Wir sind in der Lage diese Zeitbestimmung trotz allen Bestätigungen lebhaft anzweifeln zu müssen, und zwar im Verfolg unserer Untersuchung, wie weit Schottelius auf jene vielgerühmten praktischen Vorschläge Leibnizens eingewirkt,

[61] L. als Sprachforscher und Etymologe. I. S. 29.
[62] Erdmann, Opp. philos. 76—78.
[63] Monatsber. d. Berl. Akad. 1861. S. 633.
[64] II, S. 51. Anm.

deren Verwirklichung nach Rückert die Geschichte selbst übernommen[65].

Wie der Inhalt der ‚Unvorgreiflichen Gedanken' sich unmittelbar an die ‚Ermahnung' anschliesst, so dass letztere dem aufmerksamen Auge beinahe wie eine ausführlichere Einleitung und ein erster Entwurf des Hauptabsehens erscheint, — ebenso nahe drängt sich für dasselbe Auge die Entstehungszeit der beiden Schriften zusammen. Mag ihr späteres Schicksal sie noch so weit getrennt haben, sie sind ein Zwillingspaar.

Die Hauptabsicht des Verfassers geht auch hier, wie der Titel sagt, auf die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. Die dahin zielenden Erwägungen und praktischen Rathschläge, welche nach dem Urtheile der heutigen Kritik ‚— so hoch sie auch von dieser Seite anzuschlagen sind — keineswegs bloss patriotischen Werth, sondern auch einen sehr substantiellen sprachwissenschaftlichen haben'[66] sind dem Inhalt des vorher besprochenen Aufsatzes sehr verwandt — das heisst, auch sie weisen deutlich auf das Studium Schottelischer Schriften zurück. Ja in den eigentlichen Kernsätzen findet sich eine geradezu auffallende Uebereinstimmung mit den Worten und Meinungen des Braunschweigischen Sprachforschers.

Der patriotische Eingang, die deutsche Nation möge sich wegen ihres Vorzuges unter allen christlichen, wegen des Römischen Reichs und der Hoheit ihres Oberhauptes auch dieser Würde würdig zeigen, findet sich auch bei Schottel in der Widmung seines Werkes und am Anfang des Tractats über die Verteutschung: ‚Weil durch des Allerhöchsten verleihung auf unser Teutschland und auf unseren Teutschen Kaiser das Römische Reich und das Haubt der Christenheit gerahten, ... als wird und kan kein ehrliebendes Teutsches Hertze die arbeit und bemühung so auf fernere nötige befoderung dieser zugenommenen und ferner zunehmenden HochTeutschen Sprache mit nutz und grund gerichtet ist,

[65] Gesch. d. nhd. Schriftspr. II. 331.

[66] Benfey, Gesch. d. Sprachwissenschaft. S. 245.

verungültigen und verwerfen'[67] und weil ‚dadurch das Teutsche Reich sich allen anderen frömden Reichen und Länderen, die sonst mit jhrer ausgeschmükten bereicherten Sprache der groben Teutschen Rede getrotzet, numehr ohn scheu sich kan gegenstellen, und in vielen den Obsieg .... wol erhalten'[68].

Und wenn Leibniz den in der Ermahnung ausgesprochenen Gedanken wiederholt, dass der Untergang unsrer Haupt- und Heldensprache nichts Gutes schwanen machen dürfte, weil die Annehmung einer fremden Sprache gemeiniglich den Verlust der Freiheit und ein fremdes Joch mit sich geführet,[69] — so haben wir nicht nöthig die ähnlichen Stellen der Ausführlichen Arbeit über die deutsche Haupt- und Heldensprache zu wiederholen.

Halten wir uns vielmehr an den bedeutsamen Hauptinhalt. Der Verfasser geht aus von der Betrachtung der Worte als Zeichen der Gedanken und Dinge, und fordert vor Allem, dass sie wol gefasset, wol unterschieden, zulänglich, häufig, leichtfliessend und angenehm seien[70]. Der alte Grammatiker hatte als untadelhafte Vollkommenheit der Stammwörter aufgestellt:

1) dass sie in jhren eigenen Natürlichen, und nicht in frömden Letteren bestehen, 2) dass sie wollauten und jhr Ding eigentlich ausdrükken, 3) dass jhre Anzahl völlig und gnugsam sey, 4) dass sie von sich reichlich auswachsen und herleiten lassen, was nötig ist, 5) dass sie allerley Bindungen, Doppelungen und artige Zusammenfügungen leiden[71].

Leibniz lobt den Reichthum der Muttersprache in Bezeichnung der leiblichen Dinge, der Kunst- und Handwerkssachen, in Jagd- und Waidwerk, Schiffahrt, Bergwerken und dergleichen[72]. Aehnlich rühmt Schottel, dass Alles in ‚Schiffahrten, Bergwerken, Jagtrechten, Mühl- Hütten- Saltzwerken,

---

[67] A. A. Bl. bij.
[68] A. A. S. 1218. Unvorgrfl. Ged. § 2 u. 3.
[69] § 21. 22 cfr. A. A. S. 149 f. 1013. 1453.
[70] § 7.
[71] A. A. S. 51. Doppelung ist Schottels Terminus für Composition.
[72] § 9.

Baumeisterey und was sonst in der Welt für nötige Hendel vorkommen mögen, in Teutscher Sprache deutlich, wol, vernehmlich mit Zier und Nachtrukk, nach gelegenheit der Sache'[73] gegeben werden könne. Hebt dagegen der Philosoph den Mangel an feineren Unterscheidungen hervor, besonders bei Ausdrückung der Gemüthsbewegungen, auch der Tugenden und Laster und vieler Beschaffenheiten, so zur Sittenlehre und Regierungskunst gehören[74], — so konnte freilich der eifrige Spracharbeiter es nicht übers Herz bringen, den Tadel öffentlich auszusprechen. Aber auch er hatte das bereits ebenso erkannt und deshalb in seiner Bearbeitung der ‚Sitten- und Wollebenskunst' 1669 versucht die Ethik und Psychologie in deutscher Sprache vorzutragen. Er meinte, wer nur dem Vermögen in den deutschen Wörtern recht nachsinne, der werde auf die innerlichsten Eigenschaften des natürlichen Thuns und Lassens gelangen[75]. Es könne leichtlich eines Knaben, zu geschweigen eines Gelehrten Urtheil und Verstand dahin gebracht werden, dass er sich allerwegen in der Teutschen Sprache festiglich finde, die Händel der Natur und die Veränderungen des menschlichen Wesens abzubilden, vorzustellen und auszudrücken[76]. Auch Leibniz spricht sich dahin aus, dass es den Deutschen nicht am Vermögen, sondern am Willen gefehlet, ihre Sprache durchgehends zu erheben und auch für den Ausdruck des Geistigen einen hinreichenden Wortvorrath zu gewinnen[77]. Nicht wenig Gutes sei z. B. in den geistreichen Schriften einiger tiefsinnigen Gottesgelehrten anzutreffen ‚selbst derjenigen, die sich etwas zu den Träumen der Schwärmer geneiget.' Er zielt wol auf die Mystiker, wie Tauler, Arndt, und weiter auf Justus Gesenius, Johann Matthesius, welche Schottel in demselben Sinne empfohlen[78].

---

[73] S. 1218. cfr. S. 100,58.

[74] § 10. ff. § 15. vgl. § 62.

[75] A. A. S. 101.

[76] S. 77. 88.

[77] § 10.

[78] A. A. 1179. 1198. Unvorgrfl. Ged. § 14. Schon Gerard Meier bezieht es so s. Coll. Etym. 244, Dutens VI, 2, 150.

Diesen Mängeln abzuhelfen müsse man ergänzen, ehedem Vorhandenes oder Vergessenes wieder hervorsuchen, wo sich dergleichen nichts ergebe einigen guten Worten der Ausländer das Bürgerrecht verstatten; denn nicht jedes bequeme Fremdwort brauche man als Todsünde zu meiden. Wir wissen ja schon, dass Schottel in Betreff des Purismus dieselbe Ansicht theilt.[79] ‚Wie die Lateinische Sprache viele Unlateinische und Grichsche Wörter, die Grichsche Sprache gleichfals etzliche *barbara vocabula* (wie sie Plato nennet) ihres Nachruhms ungeschmelert, behalten und auf Lateinisch und Grichsch Naturalisiret haben, also können und müssen wir auch sothane, in den Teutschen Sprachbaum nohtwendig eingepfropfte, oder durch zulessigen gebrauch eingeimpfte, oder aber durch das herkommen fest eingezweigte Wörter, Teutschem nachruhm ohn schaden, numehr fein behalten und sothane Teutsch genaturalisirte Wörter mehr bekant, und beliebt, und die Sprache selbst dadurch Wortreicher werden lassen'. Und wenn er sich gegen ‚etzliche Strenglinge' wendet, die ‚viele echte und rechte Teutsche Wörter wollen ausgemustert und gar aus der Sprache weggeworfen' wissen ‚und hergegen einen andern Senf, eine ellenlange Umschreibung, oder erdichtetes neues unnötiges Wort an die Stelle setzen,'[80] — so tadelt er dieselbe puristische Uebertreibung, die Leibniz mit dem Berichte von der Französischen Akademie und der Accademia della Crusca bekämpft.[81]

Freilich es ist das Fremdwesen so arg geworden, dass es scheint, als werde die deutsche Sprache in Deutschland selbst verloren gehen. Das spricht auch hier der deutsche Denker in kräftigen Worten aus, indem er schildert, wie es seit der Reformation im Heimatlande und besonders mit der Muttersprache hergegangen.[82] Dies Uebel hatte ja Schottel

[79] Er nennt die Aneignung guter Fremdwörter einen ‚ehrlichen und rühmlichen Diebstahl'. S. 1243.

[80] S 1273, 1272, 1246.

[81] § 17 ff. Vgl. übrigens zu § 16 und 17 den Ausdruck Schottels: ‚es pflegt sonst wan man das Teutsche verfrömdet und nach eigener Phantasey verbildet, wie ungesaltzene Erbsbrühe gemeiniglich zu schmecken'. S. 1112.

[82] § 20. ff.

ebenso, seit der Lamentatio Germaniae 1640 in jeder seiner Schriften gegeisselt und beklagt.[83]

Nun kommt es drauf an, das Böse zum Guten zu kehren; noch ist Hoffnung, denn es giebt noch vaterlandliebende und sprachgewandte Deutsche, die es wol vermöchten. Aber es sei rathsam, sie zu gemeinsamer Thätigkeit in eine Gesellschaft zu vereinigen, die den Flor des Vaterlandes, besonders die Verbesserung und Untersuchung der deutschen Sprache zum Ziele habe.[84]

Damit kommen wir zu den praktischen Vorschlägen: als Hauptaufgabe wird bezeichnet eine Musterung aller deutschen Worte, nicht nur der allgemein üblichen, sondern auch derer, so gewissen Lebensarten und Künsten eigen, nicht nur die hochdeutschen, sondern auch die der Mundarten, ja der stammverwandten holländischen, englischen und nordischen Sprachen, und der früheren Sprachstufen, wie ‚Gothisch, Altsächsisch und Altfränkisch'.[85] Diese Sammlung soll in drei besondere Werke vertheilt werden, ‚eines für durchgehende Worte, ein anders für Kunstworte und letzlich eines für alte und Landworte und solche Dinge, so zu Untersuchung des Ursprunges und Grundes dienen, deren erstes man Sprachbrauch oder Lexicon, das andere Sprach-Schatz oder cornu copiae, das dritte Glossarium oder Sprachquell nennen möchte'.[86]

Dieser fruchtbare Plan, der ‚von tiefer theoretischer wie praktischer Einsicht zeugt',[87] — ist nichts als eine ansprechende Wiederholung dessen, was Schottelius als Hauptaufgabe der deutschen Spracharbeit bezeichnet, schon bei seinem Eintritt in die fruchtbringende Gesellschaft vorgeschlagen und zu erreichen gestrebt, in seiner Sprachkunst von 1651 gefordert und im Umriss vorgezeichnet, in der vermehrten Auflage von 1663 nochmals empfohlen und an ausgeführten Beispielen gezeigt hatte.

---

[83] Vgl. A. A. 1013. 1014. 1027 u. 137 f. 141. 144.
[84] § 28—31.
[85] § 32.
[86] § 33.
[87] Neff. II. S. 52.

Er äussert sich in der zehnten Lobrede seines Opus folgendermassen: ‚Dieweil zu fernerem Nachsinnen es nicht undienlich, wil ich hiebey meine unvorgreifliche Gedanken kürtzlich eröfnen, wie man nemlich zu einer unmangelbaren Verfertigung eines völligen Teutschen *Lexici* endlich gelangen möchte.

Müsten demnach (1) aufgesuchet, und alle in jhrem Stamme oder Stammletteren gesetzet werden, die unmangelbare Zahl aller Teutschen Stammwörter: dabey sonder Zweiffel mit Lust würde abzunehmen seyn, in welcher wunderkünstlichen Artlichkeit solche Stammlettern aufsteigen, und durch Ab- und Zuwachs der wesentlichen und zufälligen Buchstaben aufs reicheste mannicherley Wörter hervorgeben würden; die Stammwörter aber müsten etwa mit Lateinischen, Frantzösischen und Griechschen Wörtern erkläret werden. Dabey aber viele gute uhralte Teutsche Stammwörter, ob dieselbe schon in Ober-Teutschland nicht bekant, sonderen nur in Niederland und Niedersachsen von alters her, und annoch üblich, nicht würden können übergangen werden.

Es müste aber (2) eines jeden Stammwortes *Genus, Casus Genitivus & Numerus pluralis* dabeygefüget werden, denn darin hat das Teutsche keine geringe Veränderung: Ist aber der *Radix* solcher massen bekant, können zugleich alle daher fliessende andere Wörter leichtlich bekant werden.

Müste auch (3) die Ableitung recht und genau in Betracht genommen werden, und bey jedem Stamm- auch verdoppelten Worte, woselbst die genanten Hauptendungen gebräuchliche Stellen und Deutungen finden, dieselbe nicht übergangen seyn.[88]

(4) Dieweil die Doppelkunst im Teutschen so reichlich, hochvermögend, und doch eigener Art ist, als müsten die Verdoppelten ordentlich, und allesamt also herbeygebracht werden, dass jedes daselbst, wo sein Grund oder Grundwort befindlich ist, sich gleichfals finden liesse.[89]

[88] Er verweist auf seine Besprechung der Ableitung. Lib. II. cap. 11.

[89] Vgl. Lib. II. cap. 12.

(5) Dieses müste sonderlich auch in richtiger Erkäntniss der Vorwörter beobachtet werden, derer Kraft und Wirkung sich räumiglich und weit ausstrekken, und eine fast andere Art und Weise halten, als die Griechschen oder Lateinischen.

(6) Bey jedem Stamm-Zeitworte *(Verbo primitivo)* müste angezeiget werden, obs *regular* oder *irregular*, gleichfliessend oder ungleichfliessend were, und zwar dasselbe in der ersten und anderen Person, wie auch im *imperfecto* und *participio,* denn dahero das gantze Zeitwort richtig zuerkennen ist.[90]

(7) Müste mit höchstem Fleisse dahin gesehen werden, dass die Teutschen Wörter aus dem Grunde Teutscher Deutung erkläret würden, und müsten zu dessen Behuf die Teutschen Bücher durchsuchet, der Teutsche rechte Gebrauch zu rahte gezogen seyn, worinn keine geringe Arbeit bestehen möchte, auch vielleicht demselben, so diesem noch nie nachgedacht, nicht so bald erkennlich ist.

(8) Endlich, worinn die vornehmste Arbeit mit bestehen würde, müste fleissig aufgesuchet werden, was in Bergwerken, Handwerken, Mühlwerken, schiffarten, Fischereien, Waidwerken, Buchdrukkereien, Kräuterkunst, Philosophei, Künsten, Wissenschaften und andern Facultäten, für sonderliche, und nicht ingemein bekante, doch aber gute und gebräuchliche Wörter verhanden weren, deroselben keines, so viel müglich, müste übergangen, sonderen nebenst schiklicher Erklärung an seiner gehörigen Stelle zufinden seyn.[91] Es müsten auch die gebräuchligsten Redarten, liebliche Sprichwörter, schöne Lehrsprüche und derogleichen, so wol in gebundener als ungebundener Rede, allerwegen aufgesucht, und in Bereitschaft seyn, dass, so viel tühnlich, einem jeden Worte, ein solcher Beysatz, Erklärung und Licht gegeben, und also mit recht Teutscher Zierligkeit, samt allerhand Blumen der Redekunst, vielen Stüklein der Klug- und Weisheit, und denen Sprüchen der Tugenden und Laster das gantze Werk also erfüllet und durchsüsset seyn'.[92]

[90] Vgl. Lib. II. cap. 14.
[91] Vgl. A. A. S. 1255. f.
[92] S. 159 f.

‚Solte nun .... vorangedeuteter massen verfahren, und ein *Lexicon Linguae Germanicae* also heraus gebracht werden, würde sonder Zweiffel die überaus grosse Menge Teutscher Wörter, und wundersame Füglichkeit der Teutschen Sprache, solcher massen erst zu Tage kommen, dass auch die jenige, welche jhr nur ein saures Unvermögen und grobe Armuht zueigenen, werden bekennen müssen, wie ungütlich man mit dieser Sprache handele, und dass jhr erlaubet und möglich seyn künne, alles das, was die Natur und Kunst uns wil gelehrt haben, verständlich und kunstmässig mit Wollaut anzudeuten. Zu wünschen were es auch, dass Sprachverständige fleissige Männer sich dieser Arbeit unternehmen, und dieser alten herrlichen Haubt-Sprache endlich auch sothane Ehrenseule der Gewisheit aufrichten, und also der Teutschen Jugend überal auf ein gewisses Ziel anweisen, und derselben mit rechter Lust und Erlernung der redlichen Teutschen Sprache, auch Lust zur Redligkeit, Treu und Tugend mit einpflantzen möchten'.[93]

Diese dreifache Bearbeitung des deutschen Wortschatzes, zu welcher Schottelius einen Ausschuss leistungsfähiger Mitglieder zu vereinigen versucht hat,[94] entspricht wie man sieht, genau dem Vorschlage Leibnizens für ein Lexicon (1—6), ein Cornu copiae (8) und ein Glossarium etymologicum (7). Die einzige praktische Zuthat zu dem Plane des alten Grammatikers wäre die Vertheilung in drei besondere Bücher.

So ist auch die Einrichtung des Glossarium etymologicum,[95] das wissenschaftlich Werthvolle, von Schottelius herübergenommen; es soll nach den Wurzeln geordnet werden, denen die Derivata gleichsam wie Sprossen beizufügen seien. Für den gemeinnützigen Sprachschatz räth er zu der bequemeren Anordnung nach den Sorten der Dinge mit Hinzufügung eines alphabetischen Registers.

Das Einzige, was an der soeben citirten Stelle bei Schottel nicht ganz deutlich hervortritt, die etymologische

[93] S. 165 f.

[94] Vgl. die Monographie ‚Justus-Georgius Schottelius'.

[95] § 78.

Verwerthung der älteren Sprachreste, ‚des Altgotischen, Altsächsischen und Altfränkischen, sagt Leibniz (§ 32), wie sichs in uralten Schrifften und Reimen findet', durchzieht thatsächlich die ganze Spracharbeit des fleissigen Vorgängers: dass aber die Gotische Sprache im Grunde zur deutschen gehöre, sei gar gewiss, ‚wie solches aus den uhralten Nahmen der Gotischen Männer und Weiber, auch aus ihren alten Reimen abzunehmen, davon weitleuftiger *Lazius, Olaus Wormius* und andere zu sehen'.[96] Auch die Leistungen des Arngrim Jonas und Franciscus Junius berücksichtigt er, soweit sie bis zur Abfassungszeit seines Opus erschienen waren. ‚Das Sachsenrecht und den Schwabenspiegel' nennt er besonders zu diesem Zwecke.[97]

In den nächsten Paragraphen der Unvorgr. Ged. wird hervorgehoben, dass allerdings zunächst die Berücksichtigung der veralteten Sprachreste, der Dialekte und technischen Ausdrücke für die Verbesserung der Sprache nicht nöthig sei, allein es gehöre doch dieses Alles zur vollkommenen Ausarbeitung der Sprache ‚und muss man bekennen, dass die Franzosen hierin glücklich, indem sie mit allen drei oberwehnten Werken, so ziemlich versehen'.[98]

Auch diese Erwägung finden wir bei dem Braunschweigischen Sprachforscher; wo er von den Mundarten spricht ‚als der Meisnischen, Niedersächsischen, Schwäbischen, Schweitzerischen, zu geschweigen der Dänischen, Englischen, Schwedischen, welche auch zwar in solchem Betracht der Teutschen Sprache verwant seyn, aber ziemlich verändert und frömd scheinen' meint er, es könnten bei Verfertigung eines völligen Wörterbuches auch diese nicht übergangen, ‚noch in Beschreibung mancherley Händel, als Schiffwesens, Bergwerkes, Jagtrechtens' u a. entbehrt werden.[99] ‚Dem *studium Linguae Germanicae* ist damit wenig gedient, dass einer wisse wie ein Teutsch Wort in der Schweitz, in Oestreich, Franken, in Meissen, in Thüringen u. a. werde ausgesprochen'; in einem

[96] A. A. S. 54.
[97] S. 1247. vgl. 1201. 1193.
[98] § 34. 35.
[99] S. 176.

solchen Lexicon müssten aber ‚viele Niederteutsche oder Niedersächsische Stammwörter bekant gemacht werden', weil sie ‚eines auf teutsch bekanten Dinges uhrankünftige Andeutungen' seien.[100]

Wie die Nachbarvölker sich zur Sammlung der Kunstworte verstanden, so empfiehlt Leibniz auch den Deutschen diese Arbeit, weil technologische Erklärungen zu Erfindungen führen könnten.[101] ‚Zumahl der Nutz nicht zu schetzen', lesen wir bei Schottel, ‚wan die Teutsche Jugend bey anfänglicher Erlernung der Künste und Wissenschaften, jedes auch mit einem gehörigen guten Teutschen Worte zugeben, und also *res ipsas* desto klärlicher in jhren Verstand behaltlich zubringen, und durch die, von Natur beliebte angenehme Teutsche Wörter, zu einem mehreren und höheren angereitzet würde'.[102]

Darin steckt zugleich die Begründung dieser Hoffnung auf nützlichen Erfolg. ‚Weil die Worte den Sachen antworten, muss die Erläuterung ungemeiner Worte auch die Erkäntniss unbekandter Sachen mit sich bringen': so drückt Leibniz diesen Gedanken aus, den auch Baco und Comenius verwerthen.

Zur Ausarbeitung dieser Sammlung und Erklärung der technischen Ausdrücke sind natürlich kundige Leute, viel praktische Erfahrung und Unterstützung nöthig.[103]

Wie das Verständniss der Kunstworte auch mancher alltäglichen Redensart wieder neues Leben und frische Farbe gibt,[104] so würde dass Glossarium etymologicum zwar weniger für den Gebrauch der Verkehrssprache nützen, doch zur Zierde und Ruhm unserer Nation und Erklärung des Alterthums und der Historien viel beitragen.[105] Denn im deutschen Alterthum und sonderlich in der deutschen uralten Sprache

[100] S. 158.
[101] § 40.
[102] A. A. Praefatio prioris edit.
[103] § 52 f.
[104] § 53.
[105] §§ 41—45.

stecke der Ursprung der Europäischen Völker und Sprachen, auch zum Theil des heidnischen Gottesdienstes, der Sitten, Rechte und Adels.[106]

Hochgelehrte Leute anderer Nationen begehrten schon nach solchem Werke, aber nur die Deutschen vermöchten es herzustellen.[107] Bei uns sollte die Begierde darnach doch so viel grösser sein, weil es uns nicht allein am meisten nütze, sondern auch zu unserm Ruhm gereiche, je mehr daraus erscheine, dass der Ursprung und Brunnquell des Europäischen Wesens grossen Theils bei uns zu suchen.[108] Diese patriotischen Empfehlungen der deutschen Sprachstudien sind auch bei Schottel häufig zu finden;[109] aber wir sehen von einer genaueren Vergleichung ab, weil sich hier auf beiden Seiten Irrthümer einmischen, die aus dem damaligen Stand der Sprachwissenschaft folgen und bei Beiden weniger Resultate selbständiger Forschung als Entlehnungen sind. Allerdings mag Schottel ‚Beweistum dass die Stammwörter der Teutschen Sprache sich fast in allen üblichen Europeischen Sprachen finden' bei Leibniz einen bestimmenden Anstoss nach dieser Richtung hinterlassen haben. Auch die weiter folgenden Beispiele etymologischer Ableitungen übergehen wir, obgleich sich manche Anklänge heraus heben liessen.[110] Die Zeitgenossen sehen sich hierin zu ähnlich, auch wenn sie einander nicht wirksam beeinflussen, — und Leibniz wie Schottel legen zu wenig Gewicht hierauf, oder erkennen die Unsicherheit der damaligen Versuche.[111] Beide wissen wie nothwendig die genauesten sicheren Vergleichungen, wie wichtig die Kenntniss

[106] § 46.

[107] § 47.

[108] § 48 Vgl. Nouveaux Essais. Erdm. 299[b] 302[a].

[109] Z. B. die ganze 8. Lobrede ist diesem Thema gewidmet. cfr. Lobr. 2.

[110] So z. B. Verbindung zwischen Sprache und Natur über das Thema Verba esse naturalia magis quam arbitraria: Schottel S. 58—61. 64. Leibniz Unv. Ged. § 50. Nouv. Essais Buch III Cap. 2 Erdm. 298[b] 301[a]. Ueber die Thierstimmen: Schottel A. A. S. 60. Leibniz, Nouveaux essais. Erdm. 300.

[111] Schottel, A. A. S. 143. Leibniz, Unv. Ged. § 49 u. Nouveaux Essais. Erdm. S. 301[b] 327[a].

der alten Sprachdenkmäler, beide haben für das Altsächsische eine besondere Neigung,[112] wie für die etymologische und historische Bedeutung der Eigennamen.[113] Dies Alles tritt völlig zurück im Vergleich mit dem Werth und der Fruchtbarkeit der Vorschläge für Verbesserung und Ausübung der lebendigen hochdeutschen Sprache im mündlichen und schriftlichen Verkehr. Hier soll sich Reichthum, Reinheit und Glanz bewähren. Reichlicher Vorrath an bequemen und nachdrücklichen Worten sei nöthig, damit man alles kräftig und eigentlich vorstellen und gleichsam mit lebenden Farben abmalen könne.[114] Bei weitläufigen Umschreibungen gehe alle Lust und aller Nachdruck verloren.[115] Beim Uebersetzen guter Bücher aus andern Sprachen zeige sich der Mangel oder Ueberfluss an treffenden Worten. Die bündige Kraft des Vorbildes erreichen und dem Original Fuss vor Fuss folgen zu können, das sei der rechte Prüfstein. Ganz in denselben Gedanken und sehr ähnlichen Wendungen drückt sich Schottel über diese Fragen aus, denen er ja einen eigenen Tractat über die Verdeutschung gewidmet. ‚Die rechte Meinung aus frömder Sprache entdekken und solche entdekkung mit guten Teutschen Worten und *phrasibus* verrichten, das ist eine rechte gute untadelhafte verteutschung;'[116] dadurch werde ‚der Teutschen Sprache

[112] Unv. Ged. § 51. A. A. S. 158. 176. 1031 ff.

[113] A. A. S. 54. S. 1031 ff. Leibn. Nouv. Essais. 301[b].

[114] § 57. Schottel: ‚ein jedes Ding, wie seine Eigenschaft und Wirkung ist, also muss es vermittelst unserer Teutschen Wörter aus einem wolredenden Munde daher fliessen, und nicht anders als ob es gegenwertig da were, durch des Zuhörers Sinn und Hertze dringen'. S. 59. ‚gleichsam als mit lebendigen Farben abconterfeien und vorbilden'. S. 117. Vgl. 1221.

[115] § 59—62.

[116] S. 1225 heisst es: ‚dass der wahre Inhalt der frömden Sprache mit eigentlichen und der Teutschen Sprach zugehörigen Worten und Redarten nach Teutschem Verstande recht bekant werde'. Cfr. die oben im Vergleich zur Ermahnung angezogenen Stellen. Besdrs. 1233: ‚Die gar alten Teutschen Schriften aber sind gleich dem alten Silber in einer Erbschaft, welches man deswegen nicht wegwirft, weil das Geschirr uns unbräuchlich oder zum itzigen austrinken unbequem

aufnahm befodert, Künste, Wissenschaften, Geschichte und andere *realia* in recht natürlich Teutsch eingekleidet und bekant, und also die Wortreiche Sprache auch recht kunstreich.'

Dem vielfach verspürten Mangel abzuhelfen, sollen eben die drei verschiedenen Sammlungen verwerthet werden, durch Wiederbelebung vergessener und veralteter, durch Aufnahme mundartlicher Ausdrücke, durch Einbürgerung (oder Naturalisirung) fremder Benennungen, und letzlich durch wolbedächtige Erfindung oder Zusammensetzung neuer Worte.

Die ‚Besichtigung, Musterung und Ausschuss' der guten Wörter und Redensarten sei gelehrten Leuten aufzutragen, welche die Schriften anerkannter Autoren darauf hin prüfen sollen, auch für ‚Wiederbringung' guter Worte und Redensarten sorgen, aus den Werken Luthers, Reichshandlungen, Landes-Ordnungen, Willküren der Städte, Reineke Voss, Froschmäuseler, den Uebersetzungen des Rabelais und Amadis, Theuerdank, Aventin, Stumpf, Paracelsus, Hans Sachs und andern.[117] Das stimmt in den Einzelheiten mit Schottels Bestrebungen im Kreise der Fruchtbringenden überein. Er sagt, die alten Schriften begreifen einen ‚Haufen Wörter und Redarten in sich, die den alten Teutschen bekannt, beliebt und durchaus bräuchlich gewesen, itzund aber zum Theil unbräuchlich geachtet, jedoch für Teutsche gültige Wörter passiret werden' müssten.[118] Er empfiehlt die alten eigenen Worte, wie ein eigen Erz und Metall zu behalten, daran müsse nur ‚geschliffen, gefeilet, poliret, geschmolzen und gearbeitet werden, bis die unausgearbeiteten Landwörter in eine Zier ihrer rechten Deutung angekleidet — und durch kunstfügliche Zusammensetzung der Wörter eine vortreffliche wortreiche Sprache entstehe'.[119] Die mühevolle Arbeit des Sammelns müsse mit gesamtem Rath und Hilfleistung der

scheinet, sondern man verwahret solches alte Silber, oder lesset daraus etwas neues, blankes, schönes und jtziger Manier gemesses verfertigen'. Leibniz macht daraus güldene Gefässe der Egypter. Unv. Ged. § 14.

[117] § 64 ff.

[118] S. 1234.

[119] 1242. Vgl. 1233. 1247.

Fruchtbringenden Gesellschafter angetreten werden. Besonders zu solcher Durchlesung der Bücher werde die Betheiligung Aller erfordert, dass nemlich einer aus den Reichsabschieden, der andere aus dem Goldast, der dritte aus Dr. Luther, der vierte aus den Poeten u. s. w. alle besonderen Stammwörter, Sprüche und Redarten ziehe, und hierin solle grosser Fleiss angewendet, kein alter, noch neuer Scribent ausgelassen werden, der zur Untersuchung der Sprache nützen könne. Der vierte Tractat des fünften Buches ‚Von den teutschen Scribenten' unterzog ja die meisten Autoren einer kritischen Prüfung besonders nach Sprache und Stil; hier waren dieselben Muster empfohlen, die auch Leibniz nennt.[120]

Die Einbürgerung fremder Ausdrücke habe die deutsche Sprache weniger von nöthen als andere, aber ganz müsse man sich dieses nützlichen Rechts nicht begeben. Wir wissen wie Schottel darüber denkt, es habe freilich ‚mit der edlen Teutschen Haubtsprache eine gantz andere Bewandniss, als mit der Frantzösischen, die mit frömden Federen nohtwendig sich schmükken muss.'[121] Natürlich sei auf die Sprachen deutschen Ursprungs mehr Rücksicht zu nehmen.[122] Das Beispiel Opitzens, der sich Heinsius und Grotius sehr geschickt zu Nutze gemacht, wird von beiden als Muster empfohlen; des Grammatikers ganzes Streben schliesst sich eng an diese Vorbilder an.[123]

Erdenkung neuer Worte endlich oder eines neuen Gebrauchs alter Worte sei das letzte Mittel der Bereicherung, und dabei müsse in Zusammensetzung und Ableitung die Analogie in Acht genommen, Wolklang und Leichtigkeit der

[120] A. A. S. 1150—1215. Luther. 64. 95. 1016. 1073. 1228. 1229. 1247. Reichsabschiede u. s. w. 1200. 1247. Reineke Voss 1200. 1260 f. Rollenhagen. 1191. Der teutsche Rabelais 397 f. Der verteutschte Amadis. 1193. Aventin 1156 f. u. s. w. Vgl. 91, 36. 97, 53. 98, 53. 1222. 1233 f.

[121] S. 1244. Vgl. Leibnizens Bild von der Esopischen Krähe (§ 68) für die englische Sprache, über welche Schottel: A. A. S. 141. Vgl. 1220 f.

[122] Vgl. A. A. S. 1272. Unv. Ged. 69—73.

[123] A. A. S. 1179. 1174. 1169. 1222.

Aussprache erstrebt werden.[124] Ein Sprachkundiger dürfe ‚mit Hülfe der Ableitung und Doppelung bei ganz klarem, jedermänniglich nicht unbekannten Wortverstande neue Wörter bilden und vernünftig gebrauchen' sagt Schottel, doch soll er sich lieblicher Kürze befleissigen.[125]

Neben der Bereicherung sollte nun von der akademischen Gesellschaft für die Reinigung der Muttersprache Sorge getragen werden. Die heimische Rede und Schrift soll allmählich von dem überflüssigen fremden Mischmasch gesäubert, nur echtes Deutsch gebilligt werden; aber auch die deutsche Grammatik bedarf noch der fleissigen Ausarbeitung, und der Festigung des Hochdeutschen gegenüber den Mundarten.[126] Gewisse zwischen Deutsch und Fremd hin und her flatternde Worte dürfe man sicher ohne Schaden ein für allemal naturalisiren; dagegen in Gedichten und allen Schreibarten, die der Poesie am nächsten stehen, sei unbedingte Enthaltsamkeit im Gebrauch des Fremden rathsam.[127] Für die grammatische Regelung sei bei den Deutschen noch wenig geschehen; dass darin noch grosse Verbesserung nöthig sei, hatte auch der fleissige Grammatiker mitten unter seiner Arbeit immer betont.[128]

‚Nun wäre noch übrig vom Glanz und Zierde der deutschen Sprache zu reden, will mich aber damit anjetzo nicht aufhalten'; denn wenn erst die übrige Arbeit vollendet sei, werde es auch hier nicht fehlen, und mehr von dem Geist und Verstande der Schriftsteller abhängen.[129] Hierher gehöre besonders die Betrachtung der deutschen Poesie, meint Leibniz; er lässt sich aber weiter nicht darauf ein, wie er denn hier überhaupt ‚den Werth und das Wesen der Dichtung nicht mit gerechter Wage gewogen'.[130] ‚Dass,

[124] Unv. Ged. § 74. 75.

[125] S. 98. 99.

[126] Unv. Ged. § 80—109. Schottels A. A. 173. 174. 137 f. 1013 f. 1027.

[127] § 94. 96. A. A. 1248. 1259.

[128] Z. B. A. A. S. 94.

[129] § 110.

[130] M. Haupt a. a. O. S. 632.

wie es bei dichterisch gearteten Sprachen überall der Fall gewesen ist, die deutsche Sprache besonders durch grosse Dichter zum Classischen erhoben werden sollte, das hat Leibniz nicht geahnt', — während wir bei Schottel die Aeusserung finden: ‚dass die Poeten allemahl die ersten und vornemsten seyn gewesen, welche jhre Muttersprache ausgeübt, angenehm gemacht, und die Kunst darin gepflantzet haben'.[131]

So haben wir durch diese eingehende Vergleichung eine genaue Uebereinstimmung der praktischen Vorschläge Leibnizens mit denen des Schottelius festgestellt. Heinrich Rückert nennt die vielgerühmten Gedanken ‚gerade deshalb um so bedeutungsvoller für Leibniz selbst und für die Entwicklung der deutschen Sprache, weil der darin gewiesene einzig verstandesmässige Weg von der Sprache selbst, oder von der Zeit wirklich eingeschlagen worden ist, ohne dass die Autorität des Propheten dabei irgend welchen Einfluss gehabt hätte'.[132] Wir haben gefunden, dass die einsichtigen Erwägungen und Rathschläge, wenn auch nicht von Leibniz veröffentlicht, doch schon früher in Schottels Werken den Deutschen warm genug ans Herz gelegt waren.

Aus dem Studium Schottelischer Schriften erwuchsen aber, wie jene Ermahnung, auch die Unvorgreiflichen Gedanken unmittelbar. Wird hier § 41 Schottels Name voll Anerkennung genannt, so wüssten wir auch den ‚gelehrten wolmeinenden Mann, der neulich ein Register von Büchern gemacht, darin allerhand Wissenschaften gar wol in Teutsch verhandelt worden' (§ 29) nicht anders als Schottelius zu nennen, der, wie oben erwähnt, in dem vierten Traktat des fünften Buches, dieses Verzeichniss gegeben.[133]

Gegen Guhrauers Meinung, die Abfassung der Unvorgreiflichen Gedanken falle ins Jahr 1697, spricht ausserdem auch der Umstand, dass unter den Spracharbeitern, wie Schottel, Prasch u. A., der Name des Spaten, Caspar Stieler, gar nicht erwähnt wird, dessen umfangreicher,

[131] A. A. S. 111.

[132] Gesch. d. nhd. Schftspr. II. 321.

[133] S. Ausf. Arb. S. 1150–1215.

wenn auch nicht sehr trefflicher, deutscher Sprachschatz 1691 erschien.[134]

Und dies ist um so merkwürdiger, weil das Lexikon in dem späteren Briefwechsel mit Gerard Meier z. B. gerade wo es sich um die Unvorgreifl. Ged. handelt, immerfort erwähnt und citirt wird.[135]

Aber wir gewinnen aus dem nahen Anschluss des Inhaltes an Schottelische Gedanken und Worte noch genauere Indicien, die hierbei in Betracht kommen, wenn wir diesen Aufsatz als Zwillingsbruder der ums Jahr 1680 entstandenen Ermahnung bezeichnen.

Am neunten März 1680, vier Jahre nach Schottels Tode, schrieb Leibniz an Hanisius, den Vorsteher der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel: ‚Illud tamen adhuc obiter quaero, quidnam de Schottelii Laboribus in Germanica Lingua supersit, et quousque Lexicon inprimis sit productum'.[136]

Die Frage verräth offenbar, dass Leibniz sich gerade damals eifrig mit den Schriften des Wolfenbütteler Gelehrten beschäftigte und seine Arbeiten hoch genug zu schätzen wusste, um sich auch nach hinterlassenen Fragmenten und Entwürfen des praktischen Fachmannes zu erkundigen.

Eine schriftliche Antwort scheint nicht erfolgt zu sein; umsomehr war es Pflicht nach einer thatsächlichen zu forschen. Mussten wir uns doch nach allen bekannten und unbekannten Leistungen des Sprachforschers umsehen, dessen Leben und Werke wir eingehender zu behandeln unternommen. Diese Frage des Hannöverischen Bibliothekars Leibniz enthielt für uns die andere, ob etwa die gewünschten Stücke

---

[134] ‚Der teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder teutscher Sprachschatz, worinnen alle und jede teutsche Wurtzeln oder Stammwörter etc. etc, durch unermüdeten Fleiss in vielen Jahren gesamlet von dem Spaten'. Nürnberg 1691. Vgl. Reichard. S. 302 Raumer, Gesch. d. germ. Philol. S. 187. Goedeke, Grundriss S. 492

[135] Cfr. Leibn. Coll. Etymol. ed. Eccard S. 246. 247. 269 f. Sonst über diese Leistung: Eccard Histor. Studii Etymol. Cap. XXXIII. Reichard, Versuch einer Historie der dtschen Sprachkunst (Hamburg 1847) S. 302 f. Ueber die anderen in den Unvorgrfl. Ged. angeführten Spracharbeiter s. die Anmerkungen zum Text

[136] Burckhard, Hist. Bibl. Augustae q. Wolfenbutteli est. III. S. 286.

aus dem Nachlass von Wolfenbüttel nach Hannover gekommen.

In der That findet sich nun auf der königl. Bibliothek zu Hannover ein Manuscript mit der Bezeichnung Mscr. IV, 444 (Schottel).

Ueber die deutsche Sprache.

Das eigentliche Titelblatt trägt den Namen ‚Dr. Schottel' in lateinischer Schrift mit stark vergilbter Tinte. ‚Von der Teutschen Sprache', ist in deutschen Buchstaben von jüngerer Hand hinzugesetzt.

Nicht ohne Ueberraschung liest man als Ueberschrift der Abhandlung selbst: ‚Unvorgreifliche Gedanken betreffend die aufrichtung eines *Teutschgesinnten* Ordens'. Die letzten vier Worte sind von späterer Tinte mittelst Durchstreichens beinahe unleserlich gemacht und dafür: ‚Verbesserung und Ausübung der teutschen Sprache' hinzu geschrieben. Die Spannung wächst, wenn man eine Nummer nach der andern aus den Unvorgreiflichen Gedanken wiederfindet, die unter Leibnizens Namen jedem bekannt sind, der sich mit der Geschichte der hochdeutschen Sprache beschäftigt hat. Wirklich haben wir ein Manuscript dieser Abhandlung vor uns, das von der Fassung, in welcher Eccard sie aus Leibnizens Nachlass veröffentlicht, nur in Einzelheiten abweicht. Freilich, diese Einzelheiten, welche die vorliegende Handschrift unzweifelhaft als die frühere ausweisen,[137] sind sehr interessant für die Geschichte der weitberühmten Arbeit. Angesichts dieses Originales dürften sich die bisherigen Versuche einer Bestimmung der ersten Abfassungszeit als unzureichend erweisen.

Sehen wir zunächst von der Bezeichnung als Eigenthum Just. Georg Schottels gänzlich ab, um die vorher angeregte Frage völlig ins Reine zu bringen.

Guhrauer führt als Hauptbelege für seine Ansicht, dass die Abhandlung im Jahre 1697 entstanden sei, drei Stellen aus ihr an.[138]

[137] Ob wir hier aber die früheste Fassung vor uns haben, ist fraglich. Vgl. die Anmerkgg.

[138] Leibnitzens deutsche Schriften, Berlin 1838, Bd. I. S. 441 ff.

Der Paragraph 28, der allein schon hinreichen soll, die Schwierigkeit chronologischer Bestimmung zu heben, hat durchaus die orientirende Kraft nicht, welche Guhrauer ihm beilegt. Wenn es heisst: ‚Wann wir nun etwas mehr beherzigen möchten, als einige dreissig Jahr her in diesem gleichsam französischen Zeitwechsel *(periodo)* geschehen, könnten wir aus unserm Unglück Nutzen schöpfen' u. s. w., so brauchen damit nicht die 30 Jahre vor dem Rijswiker Frieden (1697) gemeint zu sein. Das verderbliche Eingreifen der Franzosen in die deutschen Verhältnisse datirt mindestens von ihrer Theilnahme am dreissigjährigen Kriege und westfälischen Frieden. So kommt auch in der ‚New ausgeputzten Sprachposaun' von 1648 der Ausdruck vor ‚die jtzige halb teutsche vnd halb frantzösische Welt'.[139] Der ‚französische Zeitwechsel' kann also viel früher gedacht sein.

Nun aber steht in unserer Handschrift statt dreissig ‚zwanzig Jahr', die bestimmte Beziehung auf das Jahr 1667 würde somit, selbst wenn Guhrauers Ausgangspunkt 1697 richtig gesetzt wäre, nach dieser früheren Fassung wegfallen. Der § 26 vollends, den Guhrauer nur theilweise citirt, enthält geradezu Widersprüche gegen die Meinung, als habe dem Autor das Jahr 1667 als Beginn der französischen Uebermacht vorgeschwebt und als könne mithin der Aufsatz nicht früher als nach dem Frieden von Rijswik verfasst sein. Es heisst darin rundweg: ‚Aber nach dem Münsterschen und Pyrenäischen Frieden hat sowohl die Frantzösiche Macht als Sprache bey uns überhand genommen.' Der Verfasser rechnete also von 1648 oder 1659, nicht aber erst von 1667. Setzen wir nun die Abfassungszeit gleich wie die der Ermahnung ins Jahr 1679 oder 1680, so kommen die zwanzig Jahre des Originals gerade heraus, von dem einen der genannten Termine, dem pyrenäischen Frieden 1659 bis zur Gegenwart des Schreibenden 1679/80, und was an Guhrauers Beweisführung zutrifft, trifft für unsern Ansatz zu.

Endlich die dritte Stelle, welche allerdings einen un-

[139] S. 62. Und Schottel hatte schon 1640 in der Lamentatio Germaniae die verderbliche Macht Frankreichs bezeichnet.

zweifelhaften Hinweis auf jüngere Ereignisse, auf Siege gegen die Türken und Franzosen enthält, — diese einzige stringente Stelle ist ein späterer Zusatz; er findet sich erst in der letzten Redaction, nach welcher Eccard den Aufsatz in den Collectanea Etymologica drucken liess; — in dem vorliegenden Manuscript ist er nicht enthalten.

Wenn nun Guhrauer, gestützt auf die Worte des letzten Paragraphen der Unvorgfl. Ged., seine Meinung noch dadurch zu erhärten glaubt, dass er sagt: ‚der ganze, wie in einem Guss hingeworfene Aufsatz athmet auch ganz jene frische, heitere, behagliche Stimmung, welche ein lang ersehnter Frieden in dem Menschen erregt', so hat doch die Aeusserung des Autors, die Abhandlung sei ‚in der Eil binnen ein paar Tagen entworfen worden',[140] ihre volle Gültigkeit nur für die erste Fassung, die Guhrauer jedenfalls nicht vorgelegen, — und der Briefwechsel Leibnizens mit Meier, Ludolf und Jablonsky beweisen zur Genüge, dass der Verfasser Vieles darin wiederholt überlegt und mit seinen gelehrten Freunden besprochen.[141]

Andrerseits aber widerspricht Guhrauer sich selbst; denn er sagt in der Biographie Leibnizens: ‚Bei dem Ende des zweiten Reichskrieges durch den Frieden von Rysswik im Jahre 1697, welcher wieder Leibniz mit tiefer Trauer und Sorge für die Zukunft der deutschen Nationalität erfüllte, schrieb er die klassische Schrift Unvorgfl. Ged. u. s. w.' Wenig Seiten später[142] erwähnt er, dass Leibniz diesen Frieden für Deutschland schmachvoll genannt; ‚er finde keine Worte, seinen Schmerz über den ewigen Verlust Strassburgs zu schildern' (an Ludolf. 19. Sept. 1697). Von einer frischen, heitern, behaglichen Stimmung konnte doch nach solchem Frieden nicht die Rede sein.

Bestimmte Hindeutung auf einen Frieden findet sich dagegen in der ‚Ermahnung an die Teutsche', die wirklich solche aufathmende Stimmung und erneute Hoffnung für

[140] § 114.

[141] S. unten S. 37 f. und Leibn. Coll. Etymol. II. 238 ff. Bei Guhrauer I. Beilagen S. 44 flgde. u. das. II. 171. Vgl. I, S. 445.

[142] G. W. Freiherr v. Leibniz II. S. 132 u. S. 142 f.

nützliche Vorschläge und Wünsche verräth.[143] Als im Jahre 1679 Kaiser und Reich den Nymweger Vereinbarungen beitraten, war es Leibniz als ob ‚uns Gott vermittelst des edlen Friedens einige Luft schöpfen und aufs künfftige zu dencken Zeit' lasse. — Und dass die Unvorgreiflichen Gedanken mit dieser Schrift innerlichst verwandt sind, beweisen auch die merkwürdigsten Abweichungen von dem Eccardschen Text, welche sich in dem erwähnten Manuscript der Hannöverschen Bibliothek finden.

Wie nämlich in der Ueberschrift statt ‚Verbesserung und Ausübung der Teutschen Sprache' ursprünglich ‚Aufrichtung eines Teutschgesinnten Ordens' als Inhalt und Zweck der Abhandlung angegeben war, so wurden ähnliche Ausdrücke, die sich in diesem Original finden, in der Eccardischen Redaction durch unbestimmtere ersetzt. Am Ende gar sind dort die letzten Paragraphen weggelassen und statt ihrer der passende Inhalt der letzten beiden Sätze in den Schlusssatz 114 des Druckes zusammengefasst. Die sechs Paragraphen (114 bis 119) des Originals aber enthalten eine eigenthümliche Zuspitzung auf das spezielle Ziel, die Stiftung des Teutschgesinnten Ordens.

Vergleicht man hiermit den ‚Vorschlag einer Teutschgesinten Gesellschafft', welche Leibniz seiner ‚Ermahnung' beigefügt, deren Schluss ausserdem die Anmerkung angehängt ist: ‚die Umbstände, Art und Weise dieser Gesellschafft sollen besonderlich beschrieben werden' — so ist die Zwillingsbrüderschaft beider Aufsätze wol nicht unzweifelhafter zu erweisen.

Wenn man aber aus dem Briefwechsel zwischen Leibniz, Meier und Ludolf entnehmen zu müssen geglaubt, dass die Unvorgrfl. Ged. 1697 entstanden, so sagen die erwähnten Correspondenzen weiter nichts, als dass Leibniz damals den Aufsatz wieder vorgenommen, wol umgearbeitet und seinen Freunden mitgetheilt. Wir halten uns berechtigt auch das vorliegende Manuscript schon als eine veränderte Redaction

[143] Vgl. den Eingang u. bsdrs. S. 7. bei Grotefend u. Weim. Jahrb. III. 88—95.

des eigentlichen Originals zu bezeichnen, da hier neue Litteraturangaben hinzugesetzt sein werden, ebenso wie es nachher fortwährend bis zur Veröffentlichung geschah. Es werden in unserm Manuscript Schriften genannt, die erst in den neunziger Jahren erschienen sind: es ergiebt sich, dass diese Fassung nicht vor 1698, aber jedenfalls vor 1703 entstanden sein muss.[144] Guhrauers Jahr erweist sich also schon für diese jüngere Handschrift als unhaltbar. Die spätere Eccardische Redaction, nach der alle bisherigen Herausgeber geurtheilt, ist nachweislich wenigstens einer erneuten Durchsicht im 18. Jahrhundert unterworfen, ehe sie endgültig für den Druck bestimmt wurde. So wurde z. B. zu § 24 ‚im Jahrhundert der Reformation' geschrieben, während in unserm Schriftstück ‚im vorigen Jahrhundert' steht, im § 66 dagegen diese Correctur vergessen und die Werke Luthers blieben als ‚Schriften des vorigen Seculi' bezeichnet.

Erst nachdem wir so die Frage nach der Entstehung dieses vielgefeierten Schriftenpaares erledigt und ihre Abfassung in einen Zeitabschnitt gerückt sehen, wo uns durch Leibnizens Brief vom März 1680 die lebhafte Beschäftigung mit Schottelius bezeugt ist, kehren wir zu dem überraschenden Problem zurück, das uns die Bezeichnung des Manuscriptes in den Weg geworfen.

Diese ‚Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die aufrichtung eines *Teutschgesinnten* Ordens' sollen Schottels Eigenthum sein! Die Manuscriptensammlung der Bibliothek zu Hannover besitzt sonst, ausser der untern Hälfte eines Briefes, nichts Schriftliches von der Hand des Wolfenbüttelschen Sprachforschers. Es müsste dies Werkchen aus dem Nachlass durch Vermittelung des Hanisius in Leibnizens Besitz gekommen sein, unter dessen Papieren es sich befand. Das Manuscript selbst ist von der Hand eines Schreibers

[144] Vgl. besonders die Anmerkung zu § 105, wo Tassoni's Schrift erwähnt wird, die 1698 zu Venedig gedruckt wurde. § 51 fehlt (in *A*) der Zusatz, der auf Gerard Meier's Tod (1703) Bezug hat. Nimmt man die Correctur in § 24 im Jhdrt. der Reformation, statt im vorigen Jahrhundert streng, so ergiebt sich 1700 als Grenze, das Jahr 1699 also wol als Abfassungszeit der vorliegenden Fassung (*A*).

zu Papier gebracht, nach den Fehlern zu urtheilen als Dictat, oder nach einem schwerleserlichen Original des Autors. Es hat die Form eines Promemoria und nimmt durchgehends Rücksicht auf ein ‚hocherleuchtetes vornehmes Haupt', scheint also eigentlich bestimmt gewesen etwa einem Fürsten, vielleicht dem Herzog Anton Ulrich, überreicht zu werden. Der Name *Dr. Schottel* auf dem ersten Blatt könnte, nach den Schriftzügen zu urtheilen, von der Hand des alten Grammatikers herrühren;[145] aber er selbst hat sich nicht anders als *Schottelius* geschrieben. Dagegen hat Leibniz selbst die Fehler des Schreibers verbessert und im Text wie am Rande Veränderungen angebracht.

Es muss hier ein Irrthum in der Bezeichnung des Manuscriptes vorliegen. Der Verfasser dieser Schrift, so wie sie das Manuscript bietet, kann Niemand anders sein als Leibniz.

Man erkennt immer den einflussreichen Diplomaten, der an allen Centralstätten des Auslandes seine Verbindungen unterhält, stets die neuesten Berichte zur Hand hat; die Beziehungen zu zahlreichen Gelehrten in Deutschland, England, Frankreich, Holland, Italien und Spanien und der umfassende Blick, der immer auf universellere Fragen und kosmopolitische Ideen gerichtet ist, verrathen den Philosophen, der auf der Höhe wissenschaftlichen Fortschrittes steht und dem Totalität der Auffassung überall Bedürfnis ist.

Manche Gedanken und Auffassungen, wenn sie auch gerade für den Hauptinhalt des Ganzen keine Bedeutung haben, finden sich oft wörtlich in seinen andern französisch oder lateinisch geschriebenen Abhandlungen und Briefen wieder.[146] Der Stil vollends und die Sprache überhaupt sind die nämlichen wie die der Ermahnung an die Deutschen. Mit

---

[145] Der Hannöversche Brief kann nichts entscheiden, da er sehr eilig geschrieben ist und Schottels Handschrift überhaupt manche Verschiedenheiten zeigt.

[146] Vgl. die Anmerkungen zum Text. Besonders glänzend zeigt sich die Ueberlegenheit Leibnizens auf dem sprachlichen Gebiete gegenüber Locke in den Nouveaux Essais.

dem selben Rechte wie diese Schrift gehören ihm auch die Unvorgreiflichen Gedanken.

Es verräth sich in beiden Schriften der französisich gebildete Autor. Während Schottel seine oft lateinisch gefärbten Perioden mit mehreren Ausdrücken für denselben Begriff aufbauscht und bis in die letzte Zeit den rhetorischen Schwulst nicht ablegt, während ihn oft bei den einfachsten Dingen der schwere Faltenwurf des lateinischen Gelehrtentalars am raschen Vorwärtsschreiten hindert, nicht selten stolpern macht, — findet sich all dies bei Leibniz nicht. Seine Sätze fliessen leichter, nicht so fest mit Conjunctionen verklammert und ineinander geschachtelt, dahin, seine Sprache ist auffallend reiner, oft wird eine trockene Bemerkung mit eleganter Wendung durch ein treffendes Bild, ein hübsches bon mot, belebt. Aber es zeigen sich diese gefälligeren Eigenschaften gerade in den Theilen, die überhaupt berechnet sind, jene praktischen Vorschläge und kritischen Bemerkungen auszuschmücken, zu empfehlen und interessant zu machen, also da, wo es sich mehr um äussere Einkleidung als um wissenschaftlichen Inhalt handelt, wo mit ‚einiger Munterkeit im Wesen die Teutsche Ernsthaftigkeit gemässiget' wird.

Gerade diese Bemerkung aber drängt wieder zu der Frage: woher die Bezeichnung als Eigenthum Schottels? Man hat sonst in der Handschriftensammlung zu Hannover garnichts mit diesem Namen zu thun. Wie kam gerade dies Stück aus Leibnizens Nachlass zu einer fremden Etikette? — Sollte ein gelehrter Bibliothekar die Aehnlichkeit der Gedanken mit denen Schottels erkannt und die Wahrnehmung in dieser Aufschrift ausgesprochen haben? —

Die Uebereinstimmung in allen praktischen Vorschlägen, geht allerdings, wie wir gesehen, auffallend weit; die Entlehnungen aus Schottels Ausführlicher Arbeit sind bis ins Einzelnste nachweisbar. Dem aufmerksamen Leser drängt sich oft die Frage auf, ob die Schottelischen Gedanken und Worte, die wir hier und da in der Ausführlichen Arbeit finden, nicht in einer zusammenfassenden Darstellung vorgelegen, als Leibniz diese beiden Aufsätze schrieb.

Jedenfalls ist auch das bemerkenswerth, dass unser

Manuscript eigentlich von der Aufrichtung eines teutschgesinnten Ordens redet, während später dafür unbestimmtere Ausdrücke, oft nur statt Orden Gesellschaft eingeführt wurde. In der Ermahnung wird immer ‚teutschgesinte Gesellschaft' gesagt; an einer Stelle des Manuscriptes stand ‚Vorschlag einer Teutschgesinten Gesellschafft', als besondere Ueberschrift eines Abschnittes, wurde jedoch später durchstrichen. Und dieser Theil beginnt gerade mit dem ausführlichen Urtheil über die Fruchtbringenden.[147]

Hier haben wir doch offenbar die Spuren einer näheren Anknüpfung an den fruchtbringenden Palmenorden, dem Schottelius angehörte. Wie nahe nun gerade ihm ein Vorschlag zu wissenschaftlicher Reorganisation des Ordens gelegen, haben wir genügend hervorgehoben: es bedurfte nichts als eine restitutio in integrum derselben Idee, welche man durch die Stiftung der fruchtbringenden Gesellschaft verwirklichen wollte; als Vorbilder lagen ja die Akademieen von Paris und Florenz nahe, und thatsächlich blickten alle wissenschaftlich angeregten Mitglieder, denen die spielende Oberflächlichkeit nicht genügte, auf das erfolgreiche Streben der Nachbarn hin. Auch dem Blumenorden an der Pegnitz überschickte eins seiner auswärtigen Mitglieder derartige Vorschläge, in der Absicht die Genossen zu ernsterer Thätigkeit anzuregen.[148] Es ist wol möglich, dass auch Schottelius seine Wünsche, Pläne und Rathschläge, betreffend die rechte Ausarbeitung und Erhebung der Muttersprache, in einer Reihe von Thesen niedergelegt, um sie bei passender Gelegenheit seinem geistvollen Schüler Herzog Anton Ulrich von Braunschweig zu empfehlen. War er doch bis in die letzten Jahre seines Lebens, selbst bei krankem Leibe, noch für seine Herzenssache thätig, bis ihn der Tod abrief.

Die Uebereinstimmung der beiden Leibnizischen Aufsätze mit den praktischen Einsichten und Vorschlägen Schottels würde sich sehr gut erklären, wenn wir annehmen, dass Hanisius

---

[147] Bei Grotefend. S. 13.

[148] Vgl. Herdegen, Amarantes. S. 608 ff. 887 ff. und Koberstein. § 191[9]).

derartige ‚Unvorgreifliche Gedanken betreffend die aufrichtung eines Teutschgesinnten Ordens' auf Leibnizens Anfrage aus Schottels Nachlass von Wolfenbüttel nach Hannover übersandte. Dann könnte der Name auf dem Umschlag der Hannöverschen Handschrift noch direct auf eine solche Vor- und Grundlage zurückgehen.

Indessen ein festerer Anhaltspunkt lässt sich dafür nicht wol gewinnen. Wie man aber auch über den äussern Hergang denken mag, die innere Abhängigkeit der Leibnizischen Vorschläge von Schottel, dem ‚Jacob Grimm seiner Zeit',[149] in allen wesentlichen Punkten, bleibt unverändert. Vielleicht würde die Auffindung eines hinterlassenen Aufsatzes von Schottels Hand die Uebereinstimmung noch augenfälliger machen können; für das historische Resultat unserer Untersuchung würde sie nichts Wesentliches hinzubringen.

Dies Beispiel der Verarbeitung des Eigenen und Angeeigneten steht in Leibnizens Geistesleben nicht einsam da. ‚Allenthalben sieht der tiefer Blickende die Fäden historischer Anknüpfungen', und vor dem forschenden Auge sinkt der Werth des anscheinend Ursprünglichen.[150] Es hängt wol mit der eigenthümlichen Organisation seines Geistes zusammen: die fast unbegreifliche Vereinigung von extensivster Empfänglichkeit und intensiver Fruchtbarkeit ermöglichte ihm alle Gebiete des Wissens zu umspannen, Kenntnisse überall aufzunehmen, sich in die Geisteserzeugnisse entlegenster Jahrhunderte und die abweichendsten Anschauungen fremder Nationen einzuleben, alles irgend Verwerthbare zu verwerthen. Es ist kein Wunder, wenn er nicht überall sich als Original bewährt, wo ihn seine Zeitgenossen und seine Verehrer dafür halten. Warum sollte sich seine Bedeutung für die Geschichte der deutschen Sprache nicht aus geschickter Aneignung und Verwerthung von bereits Geleistetem er-

[149] Barthold, Gesch. der Fruchtbr. Gesellschaft (Berlin 1848) S. 247. Die vorstehenden Mittheilungen geben das richtige Mass, in wie weit dieser Vergleich berechtigt ist.

[150] Cfr Trendelenburg Histor. Beiträge zur Philos. II. 240 ff. (Berlin 1855).

klären? — Ihm bleibt das Verdienst, das wol nur er sicher erwerben konnte, die werthvollen Gedanken mit seinem durchdringenden Verständniss herausgefunden und aufgenommen .... endlich sie bis zur Errichtung der Societät in Berlin hinausgeführt zu haben. Dies Resultat selbst charakterisirt die vorgreifende Bedeutsamkeit der unvorgreiflichen Gedanken.

Leyden